

Nr. 177. Bromberg, den 4. August 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(21. Fortsetzung.)

„Schöne Schweinerei das!"

Gemeindevorsteher Ulrich Großkopf, der Leiter der Gemeindeversammlung hämmerte mit der Faust auf den Tisch, daß es nur so krachte.

„Was sagt ihr dazu? Schicken uns doch die Verwandten der Helmerlings die armen Teufel wieder ins Dorf zurück, und auch die Fügensieps finden und finden nirgends ein Unterkommen. Der Teufel hole diese Geizkragen in der Stadt. Was tun?"

Müller Wismann zuckte die Schultern:

„Ja, das weiß ich auch nicht, Großkopf. Wir haben allein kaum zum Essen. Eigentlich allerhand, daß wir zugunsten Ortsfremder wie die Helmerlings und Fügensieps noch was hergeben sollen."

„Sehr richtig!" Die Fistelstimme des Wirtes vom „Goldenen Stern" unterbrach ihn. „Die Helmerlings sind erst vor knapp einem Jahr eingemeindet, und die Fügensieps überhaupt noch nicht. Und darum sag' ich nein zu dem Antrag unseres Gemeindevorstehers. Wollen wir abstimmen? Wer ist dafür, von unserem bißchen Fressen den Helmerlings und den Fügensieps noch was abzugeben?"

Ulrich Großkopf sah das Zögern im Gesicht der Dörfler. Er wußte, sie alle halten kaum das Nötigste, aber die Fügensieps und die Helmerlings? Er sah die kranken Kinder vor sich in der Erdkate. Er hörte die Stimme der Frau Helmerling, wie sie gejammert und gefleht hatte:

„Nichts mehr als trockene Kartoffeln hab ich für die Kinder, Gemeindevorsteher! Was kann ich dafür, daß der Mann die Unterstützung in Gelnhausen in den Kneipen vertut und wir hungern müssen?"

„Abstimmen!" hetzte der Wirt vom „Goldenen Stern" plötzlich wieder, seine Fistelstimme weckte Großkopf aus seinem schweren Überlegen.

„Halt!" Es klang scharf und gebieterisch durch den Raum: „Führe ich die Gemeinde oder führt der Wirt sie? Sei du mal ganz still, Sternwirt; wenn der Helmerling sein Geld zu dir tragen würde, dann würdest du vielleicht eher was für ihn tun wollen, aber so handelt kein ehrlicher Volksgenosse und kein Christenmensch. Ihr andern, laßt euch nicht dumm machen vom Sternwirt. Wann verweigern wir Bauern vom Vogelgebirge unsern Mitmenschen die Hilfe?"

„Wenn es nicht um welche von uns geht, Großkopf", rief einer der Bauern, aber es klang unsicher.

„Ulrich Großkopf schien zu wachsen. Seine blauen Augen loderten förmlich.

„Versündige dich nicht, Karl! Es sind unglückliche Frauen und Kinder, und wir haben es gegen sie noch immer viel besser. Und damit haben wir doch ausgeräumt, daß einer nicht zu uns gehört, bloß weil er aus einem anderen Dorf ist. Ich dächte, wir haben's nun gelernt: einer für alle, und alle für einen. Und darum sage ich dir, Karl, und da kann der Wirt reden was er will, wir helfen! Wie würde es dir denn gefallen, Sternwirt, wenn wir sagen würden, wir geben keinen Schoppen bei dir aus, denn du bist nicht aus unserem Dorfe?"

Der Sternwirt wurde blaß. Er wollte etwas dazwischen rufen, aber Bauer Güssenthien sah ihn drohend an:

„Halt's Maul! Der Großkopf hat recht; schämen sollten wir uns. Die Fügensieps und die Helmerlings sind grad so wie wir. Es sind Deutsche, und wir müssen ihnen helfen. Und wer mit mir der Meinung ist, daß ein deutscher Bauer deutsche Frauen und Kinder nicht verrecken läßt, solange er selber noch einen Bissen hat, der hebt die Hand."

Da reckten sich die verarbeiteten Hände alle in die Höhe. Sogar der Sternwirt folgte mit verkniffenem Gesicht.

Uli Großkopf stieg es heiß in die Kehle. So waren sie nun alle hier: grob, oft widerhaarig bis zum Verzweifeln, aber wenn man sie richtig packte, da gingen sie mit wie ein Mann.

Und doch wußte er genau, jedem von ihnen war es bitter schwer, auch nur noch etwas von Lebensmitteln abzugeben. Die Lage verschlimmerte sich von Tag zu Tag. Sie selber waren wirtschaftlich nicht geschult genug, um die großen Zusammenhänge zu übersehen. Er aber sah, woran es lag: das Dorf war ja völlig abhängig von der Industrie im Tale. Dort aber feierten die Fabriken. Die Webstühle standen leer. Früher, ehe das große Sterben gekommen war, das allen Ziegen und Schafen im weiten Umkreise das Leben gekostet hatte, war es anders gewesen. Nachdem nun die Epidemie wieder erloschen, hatte man kein Geld mehr, neue Tiere anzuschaffen. Damit waren auch die Fabriken für wollene Stoffe und wollene Kleidungsstücke im Tal lahmgelegt. Ihr Absatzkreis war an sich nur unbedeutend; die Fabriken konnten nur geringe Quantitäten aufkaufen. Verdient konnte nur werden, wenn die Beschaffung der Wolle mit kleinsten Spesen vor sich gehen konnte. Diese Möglichkeit war schon lange nicht mehr vorhanden. Großkopf sah ganz genau, wie das Unglück Schritt für Schritt sich entwickelt hatte. Aber was nützte schließlich die Erkenntnis? Von Erkenntnis wurden die Menschen hier nicht satt. Ob es jemals noch bessere Zeit für die Hoherodtskopfburger geben würde?

*

18. Kapitel.

Nach langem Hin und Her war Wulff Legien endlich zu einem Entschluß gekommen. Die Nachrichten, die er durch den Funker der „Orinoco" erhielt, lauteten immer ungünstiger für Friede. Manuela Caldo, die Zofe der ermordeten Donna Victoria, hatte von einer erregten Unterhaltung und deren mutmaßlichen Mörderin zu berichten gewußt. Leonardo dagegen gab eine Szene zu Protokoll, die sich auf das Training Caramellas bezog. Die Deutsche war empört über die strengen Methoden Donna Victorias gewesen und hatte von Tierquälerei gesprochen, „die auf das strengste geahndet werden müsse". Er sei selbst dabei gewesen als die beiden Damen in der Reitbahn darüber gestritten hätten, und könne bezeugen, wie haßerfüllt die Senorita Stetten seine Herrin angesehen habe. Gerüchte

taten das ihre dazu. Man sprach von dem Neid der Deutschen auf Victoria, in deren Schatten sie nicht habe stehen wollen. Um einen wirklichen Grund zu haben, sich an der heimischen Turnierreiterin zu rächen, habe Senorita Stetten einen verbrecherischen Plan ersonnen und ausgeführt. Friede von Stetten **selbst** habe Fanfare mit Chlorahydrat betäubt, um das Tier kampfunfähig zu machen oder gar zu töten. Als das Tier dann wieder zu sich kam, weil die Deutsche sich in der Dosierung geirrt habe, sei sie von Senora di Zapota gezwungen worden, es auch zu reiten. Voll Wut darüber, daß ihr Plan kläglich mißlungen sei, hätte Friede von Stetten dann noch spät in der Nacht ihre mexikanische Gegnerin aufgesucht und sie niedergestochen.

Wie ihr, der Landfremden, dann die Flucht gelungen war, wußte freilich niemand zu erklären, denn die Täterin war und blieb verschollen. Die Nachrichten ergaben weiter, daß zahlreiche Sicherheitsbeamte die Provinz nach der Flüchtigen durchschwärmten. Aber auch die deutschen Behörden blieben nicht tatenlos. Hohe Belohnungen waren für das Wiederauffinden Friedes ausgesetzt.

*

Käsbier und Spatz ritten weiter durch das Land.

„Siehst du, diese Hazienda hier gehört den Zapotas", meinte Käsbier und deutete auf eine große Niederlassung inmitten der Orangenwälder, „nur nicht besonders gut gepflegt. Zapota ist ein Geschäftsmann und kümmert sich wenig um seinen Besitz und die faulen Indios. Mit denen ist so ein Besitz nicht zu halten. Da sah es auf der Farm von Herrn Roland ganz anders aus."

Sie ritten weiter. Käsbier pfiff vor sich hin. Dann sagte er: „Ach was, wollen wir mal ein Lied schmettern, da vergehen einem die trüben Gedanken?" Er begann mit vielen falschen Tönen schallend zu singen:

„In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn." Und Fanfare wieherte lustig dazwischen. Der Ritt in der freien Natur schien ihr zu gefallen. Plötzlich blieb Käsbier die „Heimat" mitten in der Kehle stecken. Ein Ruf, ein Schrei — eine Stimme, bei deren Klang Spatz vor freudigem Schreck beinahe vom Sattel gerutscht wäre. Noch einmal klang die Stimme „Fanfare!" Spatz und Käsbier hatten überhaupt keine Zeit mehr, zu überlegen. In vollem Galopp sauste die maskierte Stute dem Ruf nach, aber Spatz hielt sie gewaltsam zurück.

„Das war unser Fräulein," sagte er heiser vor Erregung.

„Aber woher hat sie gerufen?"

Verzweifelt starrte Spatz auf den riesenhaften Holzpalisadenzaun, der die Hazienda einschloß wie eine Festung. Käsbier faßte nach Fanfares Zügeln:

„Los, Spatz, in Deckung! Wir können nicht wissen, was alles passiert."

Widerwillig folgte Spatz. Am liebsten hätte er eine Attacke gegen den Bretterzaun gemacht, aber über den wäre sogar eine Turnierreiterin wie sein Fräulein nicht gekommen.

In einem kleinen umbuschten Winkel, gedeckt vor Sicht von der Hazienda aus, brachten sie ihre Tiere zum Stehen.

Spatz war kreideweiß, Käsbier vor Aufregung dunkelrot.

„Ruhe, Ruhe, Spatz! So geht das nicht, so einfach drauf los. Das alles will überlegt sein. Es ist so, wie ich's beinahe vermutet habe. Auf der Finca Santa Maria hält man unser Fräulein gefangen. Hier kann irgend einer von Zapotas Leuten vorbeikommen. Wenn man Fräulein Friedes Ruf gehört hat, dann ist's ohnehin schon mulmig. Los, wir reiten zu Rolands."

„Warum zu Rolands?" fragte Spatz empört. „Sind wir nicht zwei handfeste Männer?"

Er reckte sich in den Steigbügeln, so sehr er konnte.

„Na, du bist höchstens eine halbe Portion, Spatz. Und zu dem, was wir vorhaben, brauchen wir viele tüchtige Fäuste, wenn's not tut, und sachverständige Hilfe. Herr Roland kann's mit den Leuten von „Den drei Korkeichen". Die Hazienda ist höchstens zwei Stunden von hier entfernt. Willst du alles in Frage stellen, dummer Bengel?"

Spatz blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

*

Das Gutshaus der Farm „Zu den drei Korkeichen" lag ganz eingebettet in blühende Bäume und Büsche. Fern am Horizont ragten hohe Bohrtürme empor. Ein Zeichen, daß nach Petroleum gebohrt wurde. Aber im weiten Umkreis um das Haus herum war alles ein blühender Garten. Die Felder waren in musterhaftem Zustand. Die riesigen gepflegten Gartenanlagen erstreckten sich weit ins Land. Zitronen- und Apfelsinenbäume standen in vollster Blüte, auch die Kaffeeplantage schien in eine blühende Wolke gehüllt, und ein betäubender Blumenduft mischte sich mit dem kräftigen Erdgeruch, der von den Feldern herüberwehte.

Käsbier sah sich um:

„Da habe ich nun so viele Jahre gearbeitet und habe nie eine bessere Herrschaft gehabt als die Rolands. Ob sich die kleine Conchita freuen wird, wenn sie mich wiedersieht? Siehst du, wenn man den Teufel meint, kommt er gerannt," sagte er lachend und wies in die Ferne, wo etwas Helles auf einem Pferde auf sie zugejagt kam.

„Na, ein Teufel ist das gerade nicht", meinte Spatz. Auch er hatte jetzt die Reiterin gesehen, ein blondes Mädel in weißem Reitanzug auf dem ungesattelten Mustang.

Von weitem kam eine helle Stimme mit dem Winde herüber und eine braune Hand winkte in der Luft.

„Käsbier, Käsbier!"

Conchita Roland hatte mit ihren scharfen Augen den langjährigen Freund ihrer Kindertage wiedererkannt. Das war Käsbier wie er leibte und lebte — der Schlesier mit dem großen Mund und dem weichen Herzen. Ob er wohl in der City doch nicht das Glück gemacht hatte, um dessentwillen er die Farm verlassen?

„Käsbier, mein lieber guter Käsbier", sie war nun im schnellen Galopp heran. Unmittelbar vor Käsbier parierte sie ihr Pferd. Beide Hände reichte sie dem alten getreuen Freund ihrer Kindheit und schüttelte sie immer wieder.

„Käsbier, lieber guter Käsbier. Nein, was für eine Freude. Kommst du für immer zu uns, Käsbier? Und wer ist denn das?"

Ihre Fragen prasselten auf den Schlesier nieder, der glückstrahlend in Conchitas Gesicht sah.

„Nun nee, Fräulein Conchita, was sind Sie groß und schön geworden."

„Was, Fräulein Conchita?" fragte das junge Mädchen strahlend. „Dann muß ich wohl auch zu dir „Senor Käsbier" sagen? Red nicht so tälsch, Käsbier."

„Siehst du wohl", sagte Käsbier zu Spatz, „das hat sie von mir. Das „Tälsch. Das tut keiner nich verstehen, der nich aus unserm Schlesierland' ist Das ist Spatz, Conchita. Er ist mein junger Freund, und wir kommen hierher, deinen Vater um Hilfe zu bitten."

„Hat euch einer was getan, Käsbier?"

Käsbier schüttelte den Kopf:

„Nun nee, uns gerade nicht, Conchitachen, aber einer andern. Na, nun wollen wir erst mal zu deinem Vater und die Sache richtig bequatschen."

Käsbier und Spatz wurden von Conchitas Eltern mit aller Herzlichkeit aufgenommen. Schon am Abend war großer Kriegsrat auf der Finca „Zu den drei Korkeichen". Spatz sah immer wieder Conchita ganz erstaunt an. Daß es hier ein Mädel gab, blond und blauäugig, so wie sein Fräulein Friede, hier in diesem Lande, das wollte ihm gar nicht in den Kopf — aber er sah sehr bald, daß hinter der sanften blauäugigen Blondheit der kleinen Conchita ein beinahe mexikanisches Temperament steckte.

Spatz erzählte von Peter Ott, den er bei Fräulein Friede kennen gelernt und von dem er wußte, daß er hier gearbeitet hatte. Wie ein Wirbelwind fuhr Conchita herum.

„Sie kennen Herrn Ott? Wie lebt er, wo arbeitet er; hat er die drei Korkeichen schon vergessen und mich dazu? Ist er schon verheiratet, wird er wiederkommen, und er..."

„Stop, Kind . . ."

Conchitas Mutter legte die Hand auf den Mund der wissensdurstigen Tochter. „Wenn Spatz deine Fragen alle beantworten soll, kommen wir heute überhaupt nicht weiter. Das wichtigste ist jetzt die Rettung Fräulein von Stettens, alles andere hat bis später Zeit! Nicht wahr, mein Töchterlein, ich habe doch recht?"

„Hast du, wie immer, Mutter", sagte der Hausherr und strich über das Haar seiner Frau. Conchita aber dachte trotzig bei sich: Was kümmert mich Friede von Stetten, Peter Otts Liebe? Ich wollte sie wäre tot und ich bei ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Der Junge mit der Dudelröhre.

Ein Ferienbericht von **Hans Aschenbrenner.**

Es beginnt mit einer kleinen, in schwarzes Wachstuch gehefteten Kladde . . .

Sie lag auf der Sitzbank der Straßenbahn, und es war offensichtlich, daß der Junge, der mit seinem Tornister an der letzten Haltestelle ausgestiegen war, sie liegen gelassen hatte. Der Schaffner beugte sich aus dem Wagen und sah zurück, winkte mit der Kladde, der Junge begriff sofort und begann zu laufen. Dabei zeigte er mit der Hand auf den Fahrdamm . . . er war der Meinung, der Schaffner solle das Ding auf die Straße werfen.

Ich sprach den Schaffner an, nahm die Kladde und stieg an der nächsten Haltestelle aus. Es ist wahr, daß ich um diese Zeit schon in die Kladde hineingesehen hatte. Ich erwischte vorne einen Namen, Herbert Emscher, Wiesbaden . . . und auf den Seiten des Heftes wimmelte es von Städtenamen, Mannheim, Köln, Braunschweig, Berlin, Travemünde, Lübeck, Hamburg, Bremen . . .

Der Junge kommt atemlos an, er ist sechzehn Jahre alt oder siebzehn, trägt ein buntes, wollenes Blusenhemd, leinene Hosen und derbes Schuhwerk. Er lächelt, dankt und greift nach seiner Kladde. „Das wäre eine schöne Schweinerei gewesen, heimzukommen ohne das Heft, nicht auszudenken ...“

„Ich habe übrigens ein bißchen hineingesehen, scheint ein Fahrtenbuch zu sein“, meine ich.

Natürlich ist es ein Fahrtenbuch, und ob ich wüßte, wieviel Eintritt es im Zoo kostet und wieviel mit der Straßenbahn nach Fischerhof. Zwanzig Pfennig im Zoo und fünfundzwanzig nach Fischerhof. Der Junge strahlt. Er wolle also jetzt in den Zoo, wenn das so billig ist, kann ma sich den Seelefanten doch ansehen.

Wir gehen die Straße hinunter, der Junge erspäht ein Automobil, einen Kesselwagen, der an den Kanalschächten am Gehsteigrand vorfährt und sie mit Saugrohren entschlammt. Wir bleiben stehen, und der Junge fragt die Mannschaft des Wagens nach dem genauen Hergang dieser Sache. „Ach, eigentlich ist das noch gar nichts, im Stettiner Hafen gibt es einen Getreideheber, der saugt in einem halben Tag ein ganzes Getreideschiff leer, mit einem dreihundertpferdigen Turbomotor . . .“ Er schlägt seine Kladde auf, blättert und zeigt mir eine Bleistiftskizze, aus der hervorgeht, der Stettiner Getreideelevator sei so eingerichtet, daß die Körner nicht in Berührung mit dem Motor kommen können. „Das ist wichtig, weil das Getreide sonst zerschlagen und ölig würde . . .“

Also das ist in Stettin. Der Junge ist vor acht Tagen dort gewesen, der Feldmarschall von Mackensen hat in der Nähe von Stettin ein Gut. Der Junge war dort, aber er hat den alten Feldherrn nicht gesehen, leider . . .

Er blättert in dem Heft . . . eine neue Skizze. Ein Stück Gehsteig . . . „Ja, das ist die Stelle, an der Schill in Stralsund gefallen ist, mitten in der Stadt. Im Gehsteig ist eine Platte eingelassen, die Leute laufen dicht daran vorbei, manche auch darüberweg, aber die meisten kennen die Stelle und treten nicht drauf . . .“

Rückblick zu den Leuten an dem Kesselwagen. „In Hamburg ist der Hafen natürlich viel größer. Es wurde gerade ein Schiff versteigert, was sagen Sie dazu! Es hieß „Cap Polonio“, man konnte die Kücheneinrichtungen, die Betten und Waschtische, seidene Tapeten und Rettungsboote kaufen. Ich habe Glück gehabt, ich bin drauf gewesen, ein Herr, der eingeladen war, hat mich mitgenommen . . .“

Der Junge hat einen Zeitungsausschnitt in der Tasche. „Sehen Sie, in Travemünde habe ich von der Versteigerung gelesen, ich hole mir immer eine alte Zeitung, meistens von einer Bank im Park oder aus dem Wartesaal . . . das heißt, oft liegen die Wartesäle ja hinter der Sperre, komisch, wie verschieden das ist. Glauben Sie übrigens, daß man für einen Wartesaal als Wirt mehr Pacht bezahlen muß, wenn er vor der Sperre liegt? . . .“

Quietschende Autobremsen hinter uns, kleiner Schreck . . eine junge Dame hat vor der Villa, an der wir gerade vorübergingen, ihren Wagen etwas unsanft zum Stehen gebracht . . .

„Also das kann ich Ihnen verraten, mit Frauen bin ich einmal gefahren, von Kassel nach Berlin, und nie wie⸗

Wieso, mit Frauen? Der Junge lächelt. Natürlich, er fahre doch immer so, schon drei Wochen, und vierzehn Tage geht es noch weiter so. Man geht auf die Landstraße und winkt. Man weiß zuletzt schon aus fünfzig Meter Entfernung, ob die Fahrer freundlich sind oder nicht. „Am meisten halten ältere Herren an, aber junge Herren, neben denen eine junge Dame sitzt, halten nie an, nie!“

„Nun sag' mal, du fährst schon drei Wochen so durch das Land, nach Kassel, nach Stettin, nach Stralsund, nach Travemünde, nach Hamburg, Bremen, Hannover . . . wo schläfst du denn aber?“

Ja, das sei ganz verschieden, letzte Nacht im Arbeitsdienstlager in Herrenhausen, davor in der Jugendherberge in Bremen, davor in einem Schülerferienlager in Dangast. „Ja, das war ulkig, ich dachte schon, es bleibt nur ein Busch zum Schlafen und dudelte ein bißchen, da kammen drei Jungen von diesem Ferienlager und nahmen mich mit, weil sie Heimweh hatten von der Dudelmusik . . .“ Dudelmusik?

Ja, hier! Der Junge zieht ein kleines Futteral aus der Tasche und zieht vorsichtig eine Okarina heraus, bläst die Sägespäne beiseite, die er in dem Futteral hat, damit das irdene Ding nicht bei jedem Puff entzwei gehen soll und hält sie mir lächelnd hin. „Das ist sie, meine D u d e l r ö h r e!“

Der Plan mit dem Seelefanten ist längst umgestoßen. Meine Frau wartet im Gartenkaffee, der Junge muß mitgehen. Ich bin nie so gestrolcht, ich kenne den Stettiner Hafen nicht, ich kenne Dangast nicht, ich habe weder den „Fliegenden Kölner“ in der Heide gesehen noch den Kohlenkran mit Niedertragevorrichtung in Hamburg, ich kann nur gewinnen, wenn ich diesen Jungen mitnehme und mir mehr von ihm erzählen lasse.

Er ißt lieber Schnitten als Kuchen . . . er kaut und erzählt . . . er hat bei einem Heidebauern geschlafen und ist am Nachmittag an die Eisenbahnstrecke gegangen . . . die Gleise rauschten von weither, die Luft rauschte, sein Blut rauschte, er lag am Eisenbahndamm, hielt seine Dudelröhre fest in der Hand und starrte dem fliegenden Ungeheuer entgegen, erhaschte Gesichter am Fenster, sprang auf und sah hinterher . . .

„Ich habe alles aufgeschrieben, jeden Tag schreibe ich alles auf . . . ich habe im ganzen fünf Wochen Zeit, und ich habe für jeden Tag eine Mark . . . Anfangs hatte ich oft Schulden bei mir selbst, wissen Sie . . . jetzt bin ich schon fast zwei Mark im Plus . . .“

Er ist der dritte Sohn eines Beamten . . . seine Mutter bekommt jeden zweiten Tag eine Postkarte von ihm, Sonntags einen Brief . . . seine Schwestern sind alle größer und stärker als er, aber sie parieren ihm, weil er mehr Mut hat . . . Meine Frau hat durchgesetzt, daß ich ihm den Reisezuschuß heimlich in das Futteral der Dudelröhre stecke . . . sie sagt, weil dieser Junge so viel frische Luft um sich strahlt, daß man tolle Kopfschmerzen davon vergißt . . .

Während ich von ihm schreibe, mag er irgendwo in einem Auto sitzen und einen freundlichen Fahrer mit seinen Erlebnissen unterhalten, oder er liegt irgendwo im Grase und bläst auf seiner Okarina eine selbsterfundene Melodie, dieser Glückpilz.

Wie es mit dem Teufel zuging.

Heitere Skizze von **Hermann Stodte.**

Nach dem Kriege kehrte ein Schmiedegeselle in sein Weserdorf heim, räumte die verfallene Schmiede auf, die ihm als Erbteil zugefallen war, und gedachte mit tapferem Traufloshämmern sein Glück zu machen. Da in den Kriegsjahren viel Ackergerät brüchig geworden war, fehlte es nicht an Arbeit. Das ermutigte den Burschen, ein in die Wesergegend verschlagenes Hessenmädchen zu heiraten, das mit seinen blitzenden Braunaugen und einem schwarzen Krauskopf von den fälischen Blondköpfen keck genug abstach. Einige Lebenskluge hatten orakelt: „Wenn das man gut geht!“ Aber der Schmied antwortete mit der Redensart, die ihm im Kriege über manche Schwierigkeit hinweggeholfen hatte: „Es müßte doch mit dem Teufel zugehen!“ Doch er sollte erfahren, daß er jetzt im Frieden mit diesem guten Vertrauen nicht mehr so leicht durchkam wie in den schlichten Verhältnissen des Krieges.

Da lebte ein Geizkragen im Dorfe, ein ungewöhnliches Scheusal. Der geizige Mühlenbrinkbauer war eine Art Nebenbuhler des Schmieds. Er stand sich, wie die Bauern aus erster Hand wußten, mit dem Teufel besonders gut, der ihm nächtlich ganze Himpten gestohlenen Getreides auf seine Kornböden schüttete. Dabei war der Bauer so filzig, daß er am Sonntag im Kruge niemals mehr als einen Sechser ausgab, den er dann in einem zornig hingedroschenen Skat wieder hereinzubringen wußte. Dieser Pfennigfuchser hatte trotz seiner fünfzig Jahre immer erneute Heiratsanwandlungen und war einst in schwachen Augenblicken auf den schwarzen Krauskopf verfallen gewesen. Nur die Angst vor den unübersehbaren Kosten hatte den Entschluß zu dem Unternehmen immer wieder gelähmt. Da kam der Schmied nach Hause, ein Hungerleider, und nahm sie ihm, dem reichen Mühlenbrinkbauern, weg!

Es war für jeden Einsichtigen klar, daß der Bauer eines Tages seinen Teufel gegen den Schmied ins Spiel bringen würde. Im Gemeinderat hatte er das große Wort, und bei den ungeheuren Summen, die allmählich jedes Hufeisen kostete, wirkte sein Geiz, den er Sparen nannte, so beispielhaft, daß die Bauern ihre Eggen und Pflüge verfallen ließen, sich aber heimlich geschmacklose „wertbeständige" Schmucksachen kauften. Kurz, die Arbeit wurde bei dem Schmied immer knapper, so daß er von Tag zu Tag trübseliger herumschlich. Aber was der stillen Werkstatt an Hammerklingen und Funkensprühen abging, das ersetzte die krausköpfige Meisterin reichlich. Da prasselte es von frischen Worten wie ein Feuerregen, derart, daß der Mann in Zerknirschung zur Schmiede flüchtete, um sich mit einigen zwecklosen Hammerschlägen Luft zu machen. Es blieb schon ein Leiden mit dem Weibe, das zwar hitzig aufs Vorwärtskommen versessen war, aber meinte, es müsse mit Augenblitzen und spitzen Reden nachgeholfen werden. Es fraß dem Schmied am Herzen, daß er sich der daherstürzenden Wortfluten nicht erwehren konnte. Das mußte anders werden, es müßte doch mit dem — — —!

Der Zufall fügte es, daß eines Tages ein alter, reichlich verwilderter Kriegskamerad, dem sie an der Somme einen Fuß abgesägt hatten, beim Schmied um Arbeit vorsprach. Ja gern. Aber so und so wäre es — der Geizkragen, die sparenden Bauern und die Frau . . . es sei wie eine Verschwörung. Die beiden von der Somme saßen neben der Esse und rauchten ihre Stummelpfeife. Und da heckte der Lahme einen wahrhaft „teuflischen" Plan aus. Der Schmied schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel; er lachte so laut, daß davon ein Küchenfenster aufsprang und eine helle Stimme nach der Ursache fragte. Er entgegnete nur kurz und bündig, die Frau solle ein gutes Frühstück für zwei anrichten.

Am anderen Tage trieb sich der neue Geselle auf dem Hofe des Mühlenbrinkbauern herum. Was es gäbe, fragte der Bauer. Ja, die Sache wäre die, er, der Geselle, sei ein guter Freund des Schmieds. Er sei zufällig an einen Vorrat Eisen gekommen; aus Heeresbeständen — billig, fast geschenkt — verschobene Ware — Lieferant durchgegangen... Der Bauer habe ja einen Wagen, der dringend neuen Beschlag brauche, auch die Eggen wären jämmerlich imstande. Kurz, der Bauer könne ein Geschäft machen. Natürlich . . . keine Mitwisser! Die Leute dürften nichts erfahren.

Der Mühlenbrinkbauer witterte Spitzbubenstreiche, und solche, wenn ein Gewinn dabei abfiel, zogen ihn unwiderstehlich an. Er machte einen Spottpreis. Der Geselle gab mit saurem Gesicht nach. Am nächsten Morgen standen mehrere Wagen vor der Schmiede, und ein Hämmern, Essefblasen, Eisenzischen hub an, das im ganzen Dorfe vernehmlich war. Nach acht Tagen kamen die Eggen, die Pferde wurden beschlagen, die Pflüge nachgesehen. Aber während die Knechte vor der Schmiede warteten, sickerte aus Mienen und Andeutungen des fremden Gesellen die Wahrheit über diese unheimlichen Vorgänge durch: Der Mühlenbrinkbauer hatte seinen Teufel angestellt — man sah ja, wie er mit dem Pferdefuß hinkte —, der hatte listig dem Schmied versprochen, jede Arbeit nur gegen Brot, Butter und Buchweizengrütze zu leisten. Sobald keine Arbeit da sei, müsse der Schmied mit dem Teufel zur Hölle fahren. Nur für den Fall, daß der Teufel eine Arbeit nicht leisten könne, müsse er ohne den Schmied abziehen. Zu den Gesprächen zeigte der Geselle ein bübisches Grinsen.

Aha! Deshalb hatte der Schmied eines Tages, als die Arbeit knapp wurde, den Gesellen zum Stubenroden geschickt. Aber der besorgte das Roden mit Pulver, daß es im Dorfe weithin stank, und die Fenster zitterten. In drei Tagen war er auch damit fertig gewesen. Inzwischen hatte der Geselle noch den einen und anderen Bauern ins Geheimnis gezogen und durchblicken lassen, das Eisen gehe zur Neige. Wütend auf den Vorteil des Mühlenbrinkbauern brachten auch die andern ihre Gerätschaften, so daß wieder für mehrere Wochen Arbeit da war. Mochte der Kerl auch unheimlich sein, so billig konnte man es nicht wieder kriegen . . .

Nur mit der Frau stand es nicht zum besten. Der Umschwung war zu unnatürlich, der Geselle am Tisch zu gräßlich. Sie wußte außerdem um den gefährlichen Hintergrund . . . Die Angst um den Mann wuchs täglich, denn schon ging es auf den Sommer; die Arbeit nahm ab — das mußte zu einem bösen Ende führen! Noch einmal nahm sie eines Morgens, als die beiden am Amboß ihre Pfeifen rauchten, die Zuflucht zu ihren hessischen Kernworten. Da grinste der Geselle, hob den Finger und sagte nur: „Jetzt ist es Zeit!" Der Schmied krempelte sich die Hemdsärmel eine Stufe höher, legte den Pfeifenstummel hin und stieg mit schwerem Tritt und mit Todesernst im Blick zu dem Weibe in die Küche hinauf. „Halt still!" herrschte er sie an. Dann griff er mit der harten Schmiedefaust in das Kraushaar, wickelte sich drei Haare um den Finger und riß sie mit einem schnellen Ruck aus. Das Weib lehnte ganz entgeistert und diesmal völlig stumm am Küchentisch, indes der Schmied wieder zu seinem Gesellen ging. Noch drei gewaltige Hammerschläge hörte man. Dann verließ der „Teufel" humpelnd die Schmiede und zog ab. Die letzte, größte Aufgabe, die drei krausen Haare glatt und eben zu hämmern — das hatte er nicht fertig gekriegt und damit das Spiel verloren.

Als der Mühlenbrinkbauer eine regelrechte und ordnungsmäßige Rechnung bekam, brach er beinahe zusammen und wollte den Gesellen verklagen. Aber der war über alle Berge.



Bunte Chronik



Flugleistungen der Stubenfliege.

Für die Untersuchung durch Fliegen übertragener Krankheiten ist es wichtig zu wissen, welche Strecken diese Tiere zu durchfliegen vermögen. Zu diesem Zwecke wurden kürzlich mit nicht weniger als einer Viertelmillion Fliegen Versuche angestellt. Die Insekten wurden in besonderen Fallen gefangen, gekennzeichnet und wieder freigelassen. Gleichzeitig stellte man neue Fallen über ein großes Gebiet hinweg auf. Einige der gekennzeichneten Fliegen wurden auf die erstaunliche Entfernung von mehr als 150 Kilometern vom Ausgangsorte wieder gefangen. Ein erheblicher Teil der übrigen durchflog 80 Kilometer, während mehrere Tausend wenigstens 30 Kilometer bewältigten. Bemerkenswert erschien, daß drei Viertel aller Fliegen eine westliche Richtung eingeschlagen hatten.



Lustige Ecke





Vorbereitung zur Klavierstunde!

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.